

Arbeiter

der Vácer Chaussee

Für kurze Zeit lade ich Sie ein zu einem Besuch auf die Vácer Chaussee, auf die Váci út, nicht zu verwechseln mit der Vácer Straße — Váci utca — in der Pester Innenstadt, der glänzenden Geschäftsstraße der City. Die Vácer Chaussee liegt im XIII. Bezirk, hier reihen sich Werk an Werk, Betrieb an Betrieb in einer Länge von 13 Kilometer. Über 100 000 Arbeiter bilden die Belegschaft dieser Werke, die zumeist in drei Schichten arbeiten.

Die Vácer Chaussee und das Fabrikviertel Angyal-föld ist eine der Wiegen der ungarischen Arbeiterbewegung; hier arbeitete auch — zuerst als Arbeiter, dann nach der Befreiung, als Sekretär des Bezirkspartei-komitees — János Kádár. So ist es verständlich, daß bei den Festkundgebungen am 1. Mai die Arbeiter der Vácer Chaussee den Aufmarsch eröffnen.

Der Betrieb, in den ich Sie führe, ist achtzig Jahre alt. Er erzeugt keine besonderen Industriegüter, sondern alltägliche Schrauben von unterschiedlicher Größe, mit der Arbeit von 1200 Belegschaftsmitgliedern. Immerhin sind die Erzeugnisse des Betriebs wichtig: Die Schrauben halten Brücken, LKW, Schlepper, Waggonen und Maschinen zusammen.

Und die Arbeiter? Steht man, wie ich bei meinem Besuch, um sechs Uhr früh am Werktor, sieht man die Gesichter, den eilenden Gang, könnte man nicht sagen, wer von ihnen Arbeiter, Büroangestellter oder technischer Leiter ist.

Der Frühaufsteher

Rezső Nekli ist einer. Er ist schon um fünf Uhr früh im Werk, Sommer wie Winter. Auf meine Frage: Warum? meint er so selbstverständlich, als sagte er: Heut' ist wieder ein Tag: „Ich bin's so gewöhnt.“

Er ist 51, arbeitet seit 37 Jahren hier. Auch sein Vater verbrachte hier sein Leben. Er war 53 Jahre lang Arbeiter des Schraubenwerks auf der Vácer Chaussee.

Fragt man im Betrieb nach Rezső Nekli, bekommt man zur Antwort: Den finden Sie in der Hölle. Er arbeitet nämlich im Wärmebetrieb, wo es höllisch heiß ist: 60—65 Grad.

Hier werden Schrauben von großem Härtegrad gefertigt, die Öfen der Pressen strahlen eine unerträgliche Hitze aus. Es ist eine schwere Arbeit. Rezső Nekli arbeitete früher an einer Presse. Dort stand er acht Stunden lang, machte mit der Linken beim Betätigen des Preßhebels 12—13 000 gleiche Bewegungen. Wer rechnen will, braucht nur 13 000 je schicht mit vier Jahrzehnten zu multiplizieren. Vor zwei Jahren bemerkte er, daß es mit seinem Herzen nicht mehr klappte. Es hatte sich deformiert. Seither arbeitet er als Schichtmeister.

Im Werkbüro frage ich ihn, warum er bei dieser schweren Arbeit durchhält.

„Mein Vater hat hier mehr als 53 Jahre gearbeitet. Wenn ich mich auch nicht für mehr halte als er, aber was er konnte, kann ich auch. Ich gehe nicht gern hausieren: heute hier, morgen dort. Wir werden in etwas hineingeboren, dann haben wir selber an unserem Los zu arbeiten.“

Im Reden setzt er immer wieder aus. Zweifellos ist er kein Mann der Worte. Ich biete ihm eine Zigarette an. Er winkt ab, die ist ihm zu schwach. Er zündet sich eine stärkere an, lächelt schlaue: „Sehen Sie, auch damit halte ich es so. Die ist stark, daß man manchmal fast erstickt, aber ich bin's gewöhnt.“

Journalisten sind von Beruf aus neugierig. Auch ich sondiere mal so, mal anders. Er läßt mich eine Weile zapfen, beguckt seine öligen Arbeitsschuhe, dann hilft er mir: „Die Jugend von heute hat Hobbys. Mein Hobby ist das Angeln. Am langen Wochenende, am Sonnabend und am Sonntag, sitze ich an der Donau. Dort ist es still, ich bin allein mit dem Wasser. Das ist eine prima Sache, meine Sie nicht?“ Ich stimme ihm zu. Er weiß, daß ich für die BR schreibe und bemerkt: „Vor vier Jahren war ich mit meiner Frau in Wien. Damals kam das Reisen in Mode und

ich dachte, da darfst du nicht fehlen. Ehrlich gesagt, ich konnte es kaum erwarten, daß wir wieder zurück waren. Da ist einmal die Fremdsprache.“

Der Betriebsgewerkschaftsleiter

Im ersten Stock des Betriebsbürohauses bot er mir Kaffee an. Er trank ihn ohne Zucker wie ich. So war die gleiche Gesinnung zumindest in dieser unerheblichen Sache im ersten Augenblick gegeben.

Imre Stemmler ist ein vierschrotiger Mann mit blauen Augen, behäbig wie ein Bär. Er spricht leise, aber auch so war es nach den ersten Minuten klar, daß er zu denen gehört, die sich im allgemeinen für Journalisten nicht begeistern können. Diese suchen immer Sensationen und fragen meistens nur nach Superlativen: Wer arbeitet am besten, welche Brigade ist am geschicktesten, wer verdient am meisten, wer hat das meiste, wer ist der glücklichste? Hier im Betrieb aber arbeiten die Menschen vom Direktor bis zum Hilfsarbeiter fleißig und nach bestem Können. Die Superlative liegen außerhalb des Betriebs, wenn es sie überhaupt gibt, meint Imre Stemmler zusammenfassend und gibt damit auch ungewollt die Richtung unseres Gesprächs an.

Als es sich herausstellt, daß wir uns nicht nur über das Kaffeetrinken, sondern auch über die Superlative verstehen, wird die Stimmung gelöst.

„Ich bin seit drei Jahren Leiter der Gewerkschaft im Betrieb. Vorher war ich siebzehn Jahre lang Schlosser in

der Werkstatt. Die Arbeit lag mir mehr. Sie hatte ein genaues Maß. Was ich jetzt mache, ist weitläufiger, vielfältiger, aber die Ergebnisse sind ungewisser. Der frühere Leiter ist aber gestorben, und einer mußte auch diese Arbeit übernehmen. Die Leute wollten mich, ich aber wollte nicht, schließlich sah ich ein, daß auch diese Arbeit getan werden muß wegen der anderen.“

„Mein Tagwerk? Ich bin um sechs hier. Ich brauchte zwar erst um sieben Uhr zu kommen, aber ich habe es mir als Schlosser angewöhnt. Dann arbeite auch meine Frau hier im Betrieb. Sie beginnt um sechs, und so kommen wir gemeinsam. Von sieben bis zehn bin ich im Betrieb. Diese drei Stunden sind, damit auch ich einmal einen Superlativ gebrauche, die schönsten. Die Leute fragen, beschweren sich, geben Ratschläge oder stellen Anträge. Ich merke mir die Dinge, und wenn wir dann mit dem Direktor und mit dem Parteisekretär um halb elf beisammensitzen, versuchen wir sofort zu lösen, was sich lösen läßt.“

„Wie kommen Sie miteinander aus“, lautet meine Zwischenfrage.

„Seine meinen unsere gemeinsamen Bemühungen? Da kann ich nur sagen, wir verstehen uns gut. Wir hören jeder dem anderen geduldig zu, wenn es geht, verstehen wir

uns auch und fassen gemeinsam unsere Entscheidungen.“

Das sogenannte Betriebsdreieck funktioniert meiner Erfahrung nach also gut. Die Leitung erbittet und berücksichtigt in jeder wesentlichen Sache die Meinung der Arbeiter. Dieses Jahr wird der neue Kollektivvertrag für die nächsten zwei Jahre ausgearbeitet. Das verlangt mühsame Kleinarbeit, denn er berührt von der Arbeitskleidung bis zum Urlaub, von der neuen Betriebspoliklinik bis zur Erhöhung der Reallöhne jede Phase im Leben der Werk-tätigen innerhalb des Betriebs. Nach den Gruppenbesprechungen werden auf der erweiterten Versammlung des Betriebskomitees die Vorschläge der Gewerkschaftsdelegierten diskutiert, die hier zugleich auch über die Pläne der Betriebsentwicklung, der Arbeitsorganisation und ganz allgemein der Betriebsleitung unterrichtet werden.

An der Tür wird geklopft, die Sekretärin bringt eine Anweisung über 500 Forint Unterstützung zur Unterschrift. Imre Stemmler reicht die unterschriebene Anweisung mit den Worten zurück:

„Wie gesagt, 50 Forint für Zigaretten, das übrige für's Kleid.“

Erklärend fügt er dann für mich hinzu: „Seit fünfzehn Jahren arbeite ein angelernter Arbeiter im Betrieb. Vor zwei Jahren starb seine Frau. Seither erzieht er allein seine vierzehnjährige Tochter. Hier in der Stadt haben sie weder Verwandte noch Bekannte. Voriges Jahr wurde er operiert, er lag zwei Monate lang im Krankenhaus. Während dieser Zeit war das Mädchen bei der Klassenlehrerin, wir unterstützten es finanziell. Seitdem der Mann aus dem Krankenhaus zurück ist, trinkt er. Vor einigen Tagen tritt er auf dem Hof auf mich zu und sagt: ‚Du, Imre, der Frühling ist da, das Mädchen brauchte ein Kleid. Seht doch zu, ob Ihr mir nicht helfen könnt.‘ Wir bewilligten die Unterstützung. Ich rief ihn an: ‚Hör zu, Deine Tochter bekommt 500 Forint Unterstützung.‘ Er ist froh und fragt, wann er das Geld bekommt, ‚Nicht Du bekommst es, sondern Deine Tochter. Eine von unseren Kolleginnen wird mit ihr das Kleid kaufen gehen.‘ Als er das hört, ist er empört. Von wegen Schande und so, und was ich mir eigentlich vorstellen sollte. ‚Nun, meine ich, ich stelle mir vor, daß Du kein Geld in die Hand kriegst. Denn dann verjubilst Du es ja doch nur in der Kneipe.‘ ‚Ich, in der Kneipe?!‘ will er auftrumpfen, ‚woher nimmst Du das?!‘ ‚Aus dem Fernsehen,‘ erwiderte ich, ‚da habe ich Dich gesehen, als Du halb besoffen in der Csárda in der Siebensterngasse herumgegrölt hast.‘

Das traf ihn, und kleinlaut fragte er: ‚Du hast mich gesehen?‘ Als ich bejahte, schimpfte er über das Fern-

sehen und hängte ein. Tags darauf kam das Mädchen. Es wußte schon von der Beihilfe, bedankte sich, hatte aber eine Bitte. Es war vor Georgi, und sie wollte für den Vater zwei Flaschen Wein kaufen. ‚Das nicht,‘ sagte ich, ‚aber kauf ihm für 50 Forint Zigaretten...‘

„Wieviel Unterstützung verteilen Sie in einem Jahr“, fragte ich. 35—40 000 Forint. Das ist nicht viel. Wer jedoch darauf angewiesen ist, dem hilft er über das Schwerste hinweg.“

Wir kommen auf das Wohnungsproblem zu sprechen.

„Das ist schwierig. Hier in der Umgebung schießen wohl die sechs- bis achtstöckigen Wohnhäuser wie Pilze aus der Erde, aber von unserer Belegschaft haben 250 Menschen Wohnungssorgen.“

„Wie wohnen Sie?“

Er versucht abzuwinken: „Ist das wichtig?“

Ich meine schon, denn wie ich weiß, gehören Sie zu den zweihundertfünfzig.“

„Wir wohnen mit zwei Kindern in einer dunkeln Souterainwohnung. Hätte ich sehr gewollt, wären wir schon in einer besseren. Wie sollte ich aber dann den Leuten ins Auge sehen? Die würden dann mit Recht sagen, na ja, dem Imre Stemmler hat die BGL was eingebracht. Der hat sich schon eine gute Wohnung verschafft. Solange von den Angehörigen der Stammebelegschaft nicht alle ein anständiges Heim haben, werde ich keine neue Wohnung beantragen, werde auch keine annehmen.“

„Sie werden also der letzte sein?“

„Darin gewiß.“

Jugendbrigade gegen Mittelmässigkeit

Sind sechzehn in der Brigade und nennen sich „Sozialistische Brigade 4. April“. Einen Neuen nehmen sie nur dann auf, wenn er vorbildlich arbeitet. Oder wenn es einem sehr schlecht geht, von dem sie meinen, unter ihnen könnte er sich aufrufen.

Der Brigadier ist Gábor Siska, ein ewig Junger. Er ist 36 und arbeitet seit 20 Jahren im Betrieb. Ein hagerer Mann mit braunem Haar und braunen Augen. Er antwortet exakt, offen. Man spürt, er ist die Öffentlichkeit gewohnt, er hat schon auf vielen Sitzungen gesprochen, diskutiert und argumentiert.

Die Brigade wurde 1963 gebildet, sie arbeitet an Schweizer automatischen Maschinen, Mehrere von ihnen sind Neuerer, Verdiente Arbeiter des Maschinenbaus. Zum 25. Jahrestag der Befreiung verpflichteten sie sich zu einer Tagesleistung von 700 000 Stück. Sie hielten Wort.

„Wie konnten Sie das leisten?“

„Wir kennen unsere Maschinen aus dem Effeff. Das ist die Voraussetzung“, meint Gábor Siska. „So wußten wir, wie wir das aus ihnen herausholen können. Alle von uns hatten neue Ideen, und mit den besten ist es uns gelungen.“

„Hält die Brigade auch außerhalb des Betriebs zusammen?“

„Ja. Denn wir sind eine sozialistische Brigade. Wir gehen oft gemeinsam ins Theater, machen gemeinsam Ausflüge, gehen, wenn es möglich ist, auch gemeinsam in Urlaub. Das ist der Blickfang an der Sache. Sie hat aber auch eine ernstere Seite. Fünf von uns lernen im Abendstudium im Gymnasium, zwei an einem höheren Technikum. Wir unterstützen sie, damit sie gut lernen. Das Jahreszeugnis müssen sie vorweisen.“

„Ist einer durchgefallen?“

„Das fehlte noch! Schon

mittelmäßige Zensuren sind verpönt. Wenn wir ihnen an den Maschinen helfen, müssen sie auch uns über den Büchern helfen. Auch das wird bei den Leistungen der Brigade in Betracht gezogen.“

„Wer ist der schwächste?“

„Das gab es nur. Vor fünf Jahren war Juli Ladányi am schlimmsten dran. Wir nahmen das damals 15jährige Mädchen bei uns auf und brauchten uns ihrer nicht zu schämen.“

Juli Ladányi aber schämt sich ein wenig, als ich sie frage, wie sie sich in der Brigade fühlt. Als ich ihr zurede, wird das schwarze Mädchen in Bluejeans und blauer Bluse rot. Erst als die anderen ihr zusetzen, ist sie endlich bereit zu sprechen.

„Am Anfang war es sehr schwierig. Nicht nur der Betrieb, auch Budapest war für mich fremd und ungewohnt.“

„Woher kommen Sie?“

„Aus Dévaványa, vom Land also. Nach der Grundschule kam ich nach Budapest.“

„Warum?“

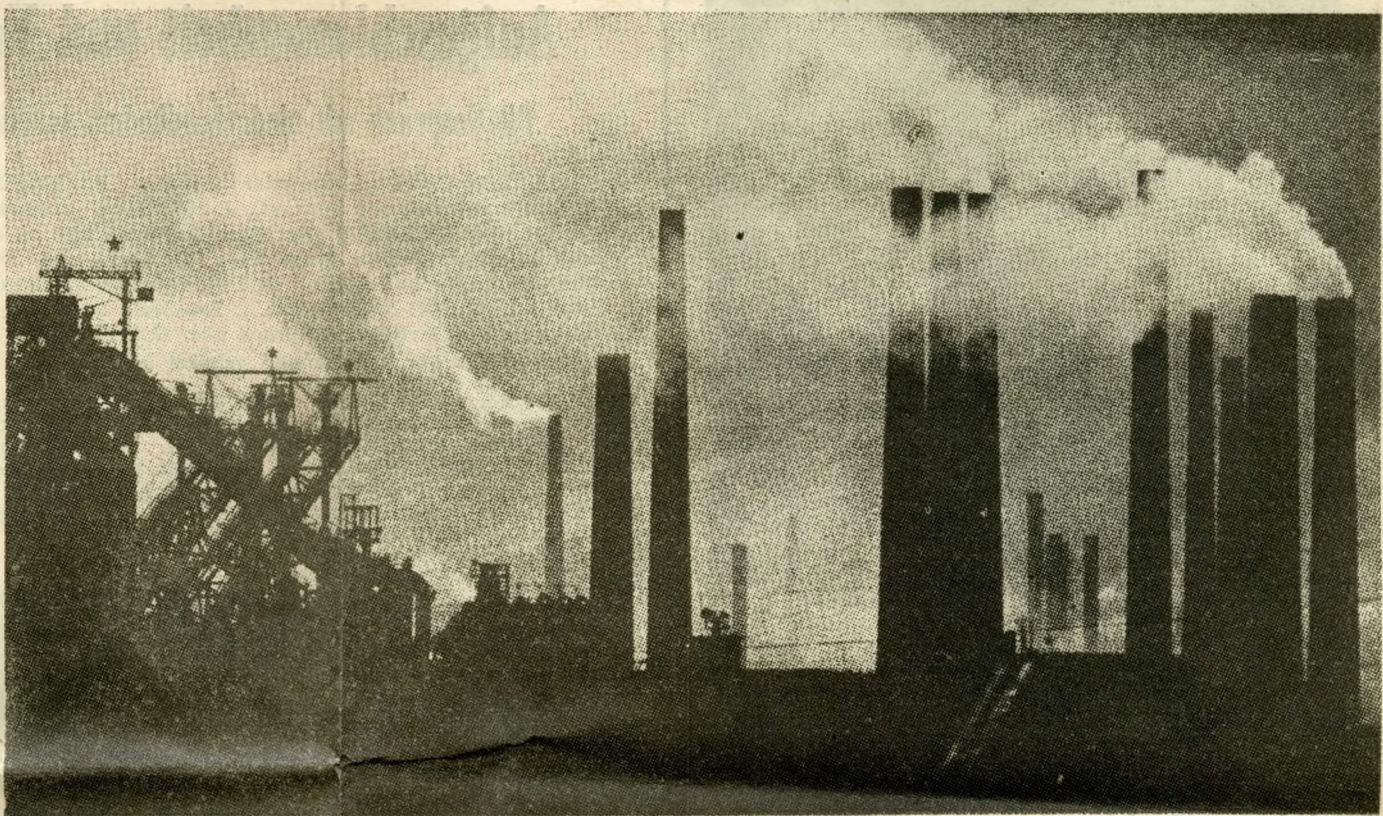
„Ich wollte nicht auf dem Feld arbeiten. Ich dachte, das hier würde leichter sein. Dann mußte ich einsehen, daß auch die Arbeit hier nicht leichter ist. Anfangs hatte ich sogar vor der Maschine Angst. Oft ging ich weinend durch Werk-tor hinaus, wollte zurück ins Dorf, schämte mich aber dann. Was würden die daheim sagen? Das änderte sich, als ich in die Brigade aufgenommen wurde.“

„Auch im Privaten?“

Sie wird wieder rot bis über die Ohren, die übrigen kichern, der Brigadier hilft ihr aus:

„Sag's nur, Juli, wie es steht, daß Du Braut bist.“ Um ihr dann aus der Patsche zu helfen, fügt er hinzu: „Keine Bange, die Brigade wird für die Hochzeit schon sorgen!“

János Tóth



Hier verbringen Menschen ein Leben



Eisen muß man meistern